

Prof. Dr. Christoph Dinkel  
Pfarrer

## **Predigt über Johannes 16, 16.20–23a, Eine andere Perspektive 15.5.2011, Jubilate, Christuskirche Stuttgart**

Liebe Gemeinde!

In den Kapiteln 13-16 des Johannesevangeliums finden sich mehrere Reden Jesu, mit denen er sich von seinen Jüngern verabschiedet. Platziert sind sie nach der Fußwaschungsgeschichte und vor der Verhaftung Jesu. Die Abschiedsreden befinden sich also genau da, wo in den anderen Evangelien die Einsetzung zum Abendmahl steht. Das ist kein Zufall. Wie beim Abendmahl, so geht es auch in den Abschiedsreden um das Vermächtnis Jesu. Anders als die Bergpredigt, die in weiten Teilen auf Jesus zurückzuführen ist, ist der Text der Abschiedsreden jedoch vollständig vom Evangelisten verfasst. Er legt nachösterliche Erkenntnisse der Gemeinde dem vorösterlichen Jesus in den Mund. Er imaginiert, was im Geiste Jesu jetzt zu sagen und mitzuteilen wäre. Denn der Evangelist sieht Parallelen zwischen seiner Jetzt-Zeit und der Leidenszeit Jesu. Diese Parallelität der Situation wird für den Autor und seine Gemeinde zum Trost. In Johannes 16,16-23 heißt es und dabei spricht Jesus:

Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen.

Da sprachen einige seiner Jünger untereinander: Was bedeutet das, was er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen; und: Ich gehe zum Vater? Da sprachen sie: Was bedeutet das, was er sagt: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet.

Da merkte Jesus, dass sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Danach fragt ihr euch untereinander, dass ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen? Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden. Eine Frau, wenn sie gebiert, so hat sie Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist. Und auch ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen. An dem Tag werdet ihr mich nichts fragen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch:

Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er's euch geben.

Liebe Gemeinde!

„Wir wissen nicht, was er redet“, sagen die Jünger Jesu zueinander. Sie sind irritiert, denn was Jesus ankündigt, wird sich ja erst ereignen. Im Zusammenhang des Erzählens liegt es noch in der Zukunft, noch im Dunkeln. Jesu selbst jedoch weiß schon was passieren wird, er ist das Licht und ihm ist nichts verschlossen, auch nicht die Zukunft. Jesus und seine Jünger – ihr Gespräch erinnert an ein kindliches Versteckspiel: Ich sehe was, was du nicht siehst. Doch die Angelegenheit, um die es geht, ist kein Spiel. Es ist die Frage nach dem Sinn des Leidens Jesu, es ist die Frage, was einen trösten kann, wenn man Kummer und Leid erlebt, es ist die Frage nach einer anderen Perspektive, die hinausweist über den aktuell erlebten Schmerz.

Das Beispiel, das Jesus wählt, ist die Geburt eines Kindes. Auch heute, in Zeiten der Hightech-Medizin, ist die Geburt eines Menschenkindes eine überaus schmerzliche und riskante Angelegenheit. Allein das Ergebnis rechtfertigt Risiko und Schmerzen: Ein neuer Mensch erblickt das Licht der Welt. Was für ein Wunder, was für ein Glück! Jenseits des Schmerzes tut sich eine neue Welt, ein neuer Kosmos auf: „Eine Frau, wenn sie gebiert, so hat sie Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist.“

Der Jesus des Johannesevangeliums interpretiert seinen eigenen Tod mit dem Bild von den Geburtsschmerzen. Sein Tod ist nötig, weil nur so neues Leben entstehen kann. Das ist erkennbar eine Perspektive des Nachhineins. Der leidende Jesus am Kreuz wird das so wohl kaum gesehen haben. Aber aus der Perspektive von Ostern, aus der Perspektive einer seitdem stark gewachsenen Anhängerschar Jesu, kann der Tod Jesu anders bewertet werden. Den Anhängern Jesu hat sich durch Ostern die Perspektive Gottes erschlossen. Der Gemarterte ist nicht der von Gott Aufgegebene und Verlorene. Er ist in Wahrheit Gottes Sohn, ist der Vollender des göttlichen Willens, ist der Offenbarer, der Gott neu als Liebe zu sehen lehrt. Der Verfasser des Johannesevangeliums wählt die langfristige Perspektive, er hat den Gewinn vor Augen, der erst später sichtbar wurde und deshalb kann er Jesus aus österlicher Perspektive das sagen lassen, was seine Jünger vor Ostern noch nicht verstehen konnten: „Ihr werdet weinen und

klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden.“

Warum aber lässt das Evangelium Jesus solche Worte zu seinen verwirrten Jüngern sagen? Gewiss geht es nicht um einen historischen Bericht. Die Zielrichtung der Worte muss in der Gegenwart liegen. Und diese Gegenwart scheint der Verfasser durch eine ähnliche Verwirrung, durch ähnliche Angst und Schmerzen geprägt zu sehen wie sie die Jünger Jesu durch die Geschehnisse des Karfreitags erleben. Überhaupt sind Verwirrung, Angst und Schmerz für den Menschen höchst unangenehme, aber leider sehr verlässliche Begleiter. Das ist bis heute nicht anders geworden.

Verwirrend und verstörend sind oft die Erlebnisse, die auf uns einströmen. Eine medial aufgearbeitete Katastrophe jagt die nächste: Erdbeben, Tsunami, Kernschmelze. Massensterben von Walen an einer flachen Küste, Massenpanik im Tunnel, Massenkarambolage auf der Autobahn. Toter Diktatoren-Sohn in Tripolis, toter Terroristenführer in Abbotabat, tote Rekruten in Islamabad. Die mediale Welt ist verwirrend und jagt unsere Aufmerksamkeit von den einen „breaking news“ zu den nächsten „breaking news“. Dabei leben die meisten von uns eigentlich unter recht normalen Umständen. Wir haben ein gemäßigtes Klima, was die Umweltbedingungen betrifft. Wir haben auch politisch so gemäßigte Verhältnisse, dass CDU- oder FDP-Mitglieder den grünen Ministerpräsidenten mitwählen. Selbst die große Finanzkrise, die als größte aller Zeiten beschworen wurde, hat uns nur gestreift und seit diesem Monat ist die Wirtschaftskraft Deutschlands wieder so stark wie vor der Krise. Unser Normalfall ist die Normalität, das droht angesichts der Aufgeregtheit der Massenmedien manchmal aus dem Blick zu geraten. Nimmt man wie der Verfasser des Evangeliums eine langfristige Perspektive ein, so kann man sich einen großen Teil der Verwirrtheit unserer Gesellschaft einfach sparen. Die aktuell so aufreibenden Ereignisse sortieren sich ein, die Welt dreht sich weiter.

Schwieriger ist die Sache jedoch, wenn einen verwirrende und ängstigende Ereignisse persönlich und direkt betreffen. Die Angst vor einer Prüfung, ein bevorstehendes Bewerbungsgespräch, ein Umzug oder eine neue Konstellation in der Firma, in der Schulklasse, in der Familie können bedrohlich sein. Nicht wenige haben Angst vor dem Absturz, vor Scheitern und Misserfolg. Auch hier kann man sich sagen, dass es in der langfristigen Perspektive meistens irgendwie gut geht. Aber das gilt ja erkennbar nicht für jeden. Die Abstürze wie die von Theodor von Guttenberg oder von Sylvana Koch-Mehrin seien exemplarisch genannt.

Aber auch ein schlimmer Absturz endet meistens nicht in der Katastrophe. Die Genannten werden nicht verarmen, sie werden von ihren Anhängern weiter verehrt und geschätzt. Und manchmal wird der Absturz gar zu einem furiosen Neustart. Margot Käßmann ist vor einem guten Jahr wegen einer, wie Luthers Lehrer Staupitz gesagt hätte, „Puppensünde“ jäh und brutal abgestürzt. Sie gab alle ihre Ämter auf. Und heute? Ist sie Professorin an der Ruhr-Universität Bochum, ist vergnügt, freut sich der neu gewonnenen Freiheit, verkauft mehr Bücher denn je und kann sich vor Anfragen für Vorträge und Medienauftritte kaum retten. Das alles war nicht kalkuliert, kam überraschend und war in keiner Weise planbar. Der vorangegangene Absturz bleibt weiter traumatisch. Es wäre viel besser für sie, wenn alles glatt gelaufen wäre. Aber das Leben nach dem Absturz ist keinesfalls die Hölle. Der Absturz kann auch die Befreiung aus Fesseln und beklemmenden Zwängen sein. Die Perspektive des „danach“ kann den Schadensbefund beträchtlich kleiner erscheinen lassen, als er anfangs erlebt wurde.

Noch schwieriger ist der Fall jedoch, wenn ein Verlust wirklich unwiederbringlich ist, wenn ein lieber Mensch gestorben ist oder eine wichtige Beziehung brutal und endgültig abgebrochen wurde. Verwirrung, Angst und Schmerz überströmen einen dann gleichzeitig. Man wird geflutet und ertränkt von zerstörenden Gefühlen. Die Welt bleibt stehen, es ist, als gäbe es keine Zukunft.

In dieser Woche haben wir einen Schüler des Heidehofgymnasiums zu Grabe getragen. Er war 19 Jahre alt und kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Ein blühendes Leben wurde jäh abgebrochen. Was soll da Trost geben? – Wir haben uns bei der Trauerfeier in der Steigkirche an den Konfirmationsspruch des Verstorbenen gehalten: „Wenn ich dich anrufe, so erhörst du mich und gibst meiner Seele neue Kraft.“ (Psalm 138,3) Wir haben um diese Kraft gebetet und hoffen für die Trauernden auf Gottes Zuwendung. Und wir haben uns an die Worte des Apostel Paulus gehalten, dass nichts, auch nicht der Tod, den Verstorbenen, seine Eltern, seinen Bruder, uns, von Gottes Liebe scheiden kann.

Seinen Jüngern sagt Jesus beim Abschied: „Ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden.“ Das ist ein großes Wort. Bis es sich für Jesu Jünger als wahr erwiesen hat, hat es Zeit gedauert. Bis Ostern wirklich Raum gegriffen hat in der urchristlichen Gemeinde, hat es eine Weile gebraucht. Die Osterberichte erzählen, dass anfangs nicht Freude, sondern Furcht und Zittern geherrscht haben, so erzählt es der Evangelist Markus.

Der Tod schmerzt, ängstet und verwirrt wie nichts anderes. Mit einem schlimmen Verlust fertig zu werden, dauert meist Jahre und mancher Verlust lässt sich vielleicht auch gar nicht verwinden. Niemand braucht sich dafür zu chämen. Mancher Schmerz bleibt auf Dauer bodenlos und abgründig. Aber dann gibt es zum Glück auch immer wieder den Fall, dass man einen Verlust irgendwann integrieren kann, dass man ihn einbauen kann in die Biographie als zwar schlimme Zeit, aber auch als Zeit, die hinter einem liegt. Angelika Daiker, die Leiterin des katholischen Hospizes, hat im Herbst ein Buch veröffentlicht, das sich an verwitwete Frauen richtet. Es trägt den bemerkenswerten Titel: „Es wird wieder schön, aber anders“. Der Titel ist nicht so volltönend wie das Wort Jesu: „Ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden.“ Aber es geht doch in dieselbe Richtung. Es ist nicht ganz so heroisch, dafür ist es vorstellbarer und lebensnäher: „Es wird wieder schön, aber anders“.

Wenn Angst, Schmerz und Verwirrung unmittelbar über einem zusammenschlagen, wird man sich zu solch einem Gedanken kaum durchringen können. Aber wenn der Schmerz anfängt nachzulassen, dann kann das doch eine Perspektive des Trostes sein, die Perspektive des weiteren Horizontes und der längeren Zeit, die Perspektive des Glaubens, die unser Evangelium uns nahe legt: „Es wird wieder schön, aber anders“ – Amen.